



# DIE SENSATION EINES KÖRPERS

Lisa Gollubich

# Die Sensation eines Körpers

Lisa Gollubich

# Die Sensation eines Körpers

Lisa Gollubich

edition mosaik

## **Siebensachen**

Ich packte meine Kinder zusammen. Ich stellte die Schuhe nach Schuhgröße geordnet in Reih und Glied, befüllte die Wasserflaschen, griff im Vorbeigehen nach den kleinen Kinderrucksäcken, zog den Kindern einem nach dem anderen den Pullover über den Kopf und über den Pullover die kleine Jacke, auf den Kopf die Mütze, und – ah ja, die Handschuhe baumelten schon an den Overalls. Die Zwillinge in den Geschwisterkinderwagen, die größeren Kinder den kleineren an die Hand. Schon stolperten wir aus der Wohnung auf die Straße.

Sieben Kinder an der Zahl, fünf Mädchen und zwei Buben, daraus zwei zweieiige Zwillinge. Ich zählte sie beim Weggehen immer ab, denn die Sieben

ist eine Zahl, die man schon zu zählen gezwungen ist.

Wir pflügten lärmend durch die Straßen. Zwei Zweierreihen vorne, dann ich mit dem Geschwisterkinderwagen, und hinter mir unser Sorgenkind. Von Zeit zu Zeit drehte ich den Kopf in den Nacken um zu sehen, ob es noch da war. Die Bewegung schmerzte jedes Mal mehr, ich hastete mit den Kindern ja fast schon zur S-Bahn, um sie rechtzeitig zu erreichen. Dann, die Kinder vorne sangen *Ich geh mit meiner Laterne*, vergewisserte ich mich ein weiteres Mal unseres Sorgenkindes. Und es war weg. Erschrocken hielt ich an. Das war mir ja noch nie passiert! Ich hatte mich verzählt, aber nie war mir eines der Kinder abhandengekommen.

Wir müssen weiter!, rief ich schweißgetrieben nach vorn und unser Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Dann erreichten wir den Bahnhof, der gerade erst neu errichtet worden war. Ich hetzte die Horde über die Rolltreppe auf den Bahnsteig, wo der Zug schon stand. Und dann stand da noch ein Zug und ich wusste nicht, ob links oder rechts einzusteigen war. Ich konnte mich für einen Moment nicht orientieren.

Die Jüngeren sahen mich ratlos an, die Älteren zeigten mal auf den einen Zug, mal auf den anderen. Als ich mich einmal um die Achse drehte, sah ich die Aufschrift der Endstation und wusste: Das ist der richtige Zug. Also packte ich meine Kinder, zählte sie zur Sicherheit wie Bohnen ab – minus eins, dachte ich – und bestieg den Zug linker Hand.

In der S-Bahn dampfte es. Die Hitze ließ die kalten Scheiben beschlagen. Die Kinder an den Fenstern malten Figuren ins Kondenswasser, einem gab ich aus seinem Kinderrucksack zu trinken, die Zwillinge nickten ein. Dann fragte eines der älteren, ob es zur Toilette gehen dürfe. Ich nickte und ließ es gehen.

Kurze Zeit später hielt der Zug, ich schaute zufällig aus dem Fenster und erblickte das bleiche Schild der Umstiegsstelle. Wir müssen!, sagte ich und packte in rasantem Tempo alle unsere Siebensachen für das Umsteigen.

Als sich die Menschenmengen aus der Station gewälzt hatten, blickte ich auf meine Kinder, mit großen Augen blickten sie mich fragend an. Ich erinnerte mich an Weihnachten letztes Jahr, als drei meiner

Kinder grippekrank im Bett lagen und sich unsere Familie also gelichtet vor dem Weihnachtsbaum einfand. Ebenso unvollständig fühlte ich mich jetzt: Als hätte ich meine Siebensachen nicht beisammen.

Mama, da fehlt jemand, sagte die Älteste.

Da dachte ich an den Zug, der in diesem Moment abfuhr und an das Gewimmel auf dem Bahnsteig vorhin, das ein jedes Kind orientierungslos macht. Und im nächsten Moment sagte ich: Kinder, wir müssen weiter! Ich schnappte den Geschwisterkinderwagen und ließ die beiden vorne ein Wanderlied singen, damit sie mir nicht abhanden kämen.

Bald stimmte ich ins Singen mit ein, denn ich mochte die alten Volkslieder, die man beim Wandern singt. Sie waren eine Art Wegzehrung, mit der man sich über die Weite des Weges täuscht, denn der Weg ist immer beschwerlich und jede bewältigte Kurve enthüllt untrüglich eine weitere Kurve. Sing ein Lied!, brauchte ich meinen Kindern bloß zu sagen und schon war es getan.

Es kam die lange Rolltreppe, die durch zwei Ebenen führte, direkt von der S-Bahn ins Tiefgeschoß,

vorbei an der ersten U-Bahn-Linie zur zweiten. Ich parkte den Geschwisterkinderwagen ausfüllend auf der Rolltreppe, darin meine beiden Kleinsten. Ich dachte an den Berliner Hauptbahnhof, der mir in seiner Vielschichtigkeit so imponiert. Von oben schaut man auf die Langstreckenzüge, von unten auf die S-Bahn. Und von meiner Position, ich war schon fast am Fuße der Rolltreppe, erblickte ich jetzt eines der Kinder, es war das älteste, das niemals Unfug trieb, und ich sah, wie es mir von der gegenüberliegenden, aufwärts fahrenden Rolltreppe zuwinkte. Ich legte das Gesicht in meine Hände, weil ich nicht wusste, was ich denken sollte. Dabei rutschte der Kinderwagen ab, sodass der Vordermann ihn auffangen musste. Das Kind machte noch Anstalten, gegen die Fahrtrichtung nach unten zu laufen. Aber es scherzte, es scherzte, denn als mich das dritte der übriggebliebenen Kinder am Fuß der Treppe erwartete, war das älteste schon oben, weit oben.

Es muss weiter gehen!, sagte ich zu dem etwas ängstlich dreinschauenden dritten und band seinen aus der Jacke hängenden Handschuh an den Kinderwagen. In der U-Bahn quälten mich zwanghafte Gedanken: Bin ich eine Rabenmutter? Habe ich etwas falsch gemacht? Beim Aussteigen hing der Overall

des Kindes schlaff und kindlos am Kinderwagen und ich nahm mir keine Zeit, um mich in Gedanken zu strafen. Denn: Wir müssen weiter!

Das sagte ich zu den Zwillingen, die zu schläfrig waren, um zu hören und zu klein, um zu verstehen. Alles, was ich sagte, sagte ich eigentlich nur zu mir. Zur Beruhigung sang ich ein Volkslied aus Kindertagen, wechselte die U-Bahn-Linie und platzierte mich auf dem Bahnsteig. Den Kinderwagen parkte ich parallel zur Bahnsteigkante, damit wirklich nichts passieren konnte. Und in einem unbemerkten Moment, nämlich als ich einen Blick auf den Stadtplan warf, nahm ein Anderer den Kinderwagen, genauso wie ich es mir selbst einmal im Spaß vorgestellt habe, und fuhr damit davon.

### **Siebensachen revisited**

Ich packte meine Siebensachen und verließ die Post, nachdem ich – endlich – den Brief nach Minsk aufgegeben hatte. Zur Sicherheit klatschte ich mit der Hand auf die Tasche, denn ich wollte nichts vergessen haben, blickte wie beim Autofahren über die Schulter in den toten Winkel der Postfiliale und schaute eine Sekunde später in das Gesicht eines Fußgängers. Wird schon passen, dachte ich und machte mich auf zum Fischlokal, um das Mittagessen einzunehmen.

Gewissenhaft wählte ich einen heimischen Bachsaibling und setzte mich an einen Tisch beim Fenster. Ich beobachtete die Menschen, wie sie vorübereilten und fragte mich, was sie antrieb. Ich erinnerte mich an den weisen Ratschlag, einen Menschen nicht nach

seinem Motiv zu fragen, sondern sein Verhalten zu analysieren. Man muss wissen, woraus man Schlüsse zieht, dachte ich.

Draußen ging ich ein wenig spazieren, wie ich es schon seit Jahren nicht mehr getan hatte. Ich sah mich völlig frei von Verpflichtungen, fast unabhängig von Raum und Zeit. Tja, ich fühlte mich ein wenig wie gesundes Gewebe, aus dem ein Tumor entfernt wurde. Es klappte ja doch ein Loch in mir, das ich momentan nicht füllen konnte. Was tun?, fragte ich mich.

Da kam ich an einer Parkbank vorbei. Ein Kind probierte sich bäuchlings auf die Bank zu robben. Ich sah, dass es mit aller Kraft alles versuchte, ja, ich fieberte ein wenig mit und war versucht, ihm den entscheidenden Ruck zu geben. Ich blickte mich um. Keine Mutter in Sicht. Also half ich dem angestrengten Kind. Und als es vollbracht war, konnte ich nicht umhin – schon hielt ich es im Arm wie ein eigenes. Wie beruhigend war es doch, ein Kind zu haben!

Glückselig streifte ich durch die Straßen und ließ keine Gelegenheit aus, meinem Glück Ausdruck zu verschaffen. Ich strahlte jeden beliebigen Fußgänger

an, während das an die Hüfte gestemmte Kind bei jedem Schritt abhob und wieder landete. Wie alt ist es denn?, fragte mich ein alter Mann auf der Straße. Das dürfen Sie mich nicht fragen!, lachte ich ihn an und bestieg den nächsten Bus.

Einen Kinderwagen brauche ich jetzt!, dachte ich. Also schnappte ich den Zwillingaskinderwagen, der da neben einem anderen stand, setzte mein Kind hinein und stieg bei der nächsten Station aus. Erst als wir zehn Minuten später das Tor zum Prater passiert hatten, entdeckte ich das zweite Kind, das ruhig im Kinderwagen schlief. Umso besser!, dachte ich und machte mich wagemutig auf in die Menge, die sich jedes Jahr zur Eröffnung der Saison versammelt.

Von der Ferne hörte ich plötzlich vertraute Musik. Ich fühlte mich in meine Jungscharzeit zurückversetzt, als wir auf der Reise nach Tirol Stunden über Stunden österreichische Volkslieder sangen, dieselben, die ich dann auch allen meinen Kindern beigebracht habe. Schon standen wir vor einer Schießbude und ein trübsinniger Bub reichte uns Stoffbälle.

Warum bist du traurig?, fragte ich ihn, als die Kinder alle Bälle ins Off geschossen hatten. Ich muss

jeden Tag hier arbeiten und darf nicht in die Schule gehen, sagte er. Das kann nicht sein!, dachte ich, griff seinen Oberarm, zog ihn über die Theke und lächelte ihn willkommenheißend an. Komm mit uns!, sagte ich mehr zu mir als zu ihm. Und schon waren wir eine fast vollzählige Familie.

Wir bahnten uns den Weg durch die Menschenmenge. Ich ließ den kleinen Buben vom Schießstand zur Entschädigung auf die Kartbahn, die beiden anderen setzte ich in Kinderkanus und verspeiste währenddessen, wie ich es aus Jugendjahren kannte, Pommes frites mit Mayo.

Ebenso einfach wie man Kinder verliert, kann man Kinder auch wieder aufklauben. Denn als wir uns auf den Weg nach Hause machten – fix und foxi waren die Kinder, wie der kleine Bub immer wieder für alle anderen sprechend sagte – da sah ich in der Menge ein gestrandetes Mädchen. Es stapfte plärrend im Kreise, schrie nach Mama und Papa, obwohl es doch schon zu alt war, um zu schreien. Da platzierte ich mich mit dem Zwillingsskinderwagen unmittelbar vor ihm und lächelte es ganz unscheinbar an, wie jemand, zu dem man Vertrauen haben kann. Im nächsten Moment sah ich, wie es seine

Entscheidung fällte und auf uns zukam, als wären wir immer schon seine Familie gewesen. Schön!, sagte ich, schön! Und wir umarmten uns allesamt in Verklammerung mit dem Zwillingsskinderwagen.

Endlich auf dem Weg nach Hause!, dachte ich, als wir mit der Rolltreppe abwärts fuhren. Und wie eine einsame Prinzessin sah ich ein Mädchen, das aufwärts fuhr, winken. Durch trübe Schichten der Erinnerung tauchte ich in die Gegenwart und erkannte schließlich eines meiner Kinder, meiner Kinder! Ich wollte es wiederhaben, dachte ich, ich wollte es wie eine Sache wiederhaben. Es erschien mir im Moment der Begegnung wie ein Edelstein in einer Mineraliensammlung. Dabei war es wahrscheinlich die ganze Zeit Rolltreppe gefahren, und ich fühlte mich schuldig wie eine Rabenmutter, die ein Kind ins Heim gibt und dann, viel später, wieder abholen will. Da kam der Rolltreppenabsatz, beiderseits fuhr die U-Bahn ein, ich musste schnell reagieren, und schon war alles, was gerade geschehen war, längst wieder Vergangenheit.

Ich nahm einen Umweg über die Schule, die sich in der Nähe meiner Wohnung befand. Schon oft hatte ich mich am Eingang platziert, um den Kindern

allerlei Süßigkeiten zustecken. Ich hatte immer schon ein Bedürfnis nach Wohltätigkeit gehabt und in dieser Geste sah ich sie realisiert. Also stellte ich mich mit meinen vier Kindern, die ich rückwärts durchzählte, und einer Packung Karamellbonbons vor den Eingang des Musikgymnasiums. Die Glocke schrillte, Kinder gingen vorüber, bedienten sich ohne ein Dankeswort, bis die Packung mit dem Erklingen der Stundenglocke fast leer war. Ich nahm die verbliebenen zwei Bonbons in die Hand und dachte: Genug der Wohltätigkeit, aufs Ganze gehen! Wie gerufen kamen zwei Mädchen durch die Doppeltür, sie nahmen mir die Bonbons aus der Hand und schauten mich erwartungsvoll an. Ich war ein wenig überrascht, dann sagte eines der Mädchen, etwa zwölf Jahre alt mit Zöpfen: Gehen wir?

Auf dem Rückweg fragte ich mich dann doch, warum meine Kinder mich ohne jeden Zweifel als Mutter annahmen, ja, dass sie mir geradezu in die Arme liefen. Was hatte das zu bedeuten? Vor vielen, vielen Jahren habe ich in der Schule gelernt, dass bei einer Reaktion ein Teilchen von A auf B übergeht. Niemals aber kann ein Teilchen einfach in der Luft hängen. Alle meine Kinder waren auf mich übergegangen und deshalb mussten sie an anderer Stelle fehlen.

Ich empfand Glückseligkeit, aber was empfanden die Eltern? Was würde ich denn empfinden? Faxen, dachte ich dann, soweit wird es nicht kommen. Verbissen pflügte ich durch die Straßen, vorne die beiden Mädchen, die ich im Singen gar nicht anzuleiten brauchte, dahinter der Bub von der Schießbude, der Händchen hielt mit dem verweinten Mädchen aus dem Prater, und dann ich – mit dem Zwillingskinderwagen.

Kurz vor der Wohnung drehte ich meinen Kopf ein wenig in den Nacken, um meine Verspannungen zu lösen, und da erblickte ich ein kleines Kind, wie es mit traurigem Blick und hängenden Schultern dahinbummelte, mit den Füßen geräuschvoll über den Kies schleifte, immer mit ein wenig Abstand zu uns. Da winkte mir vom Hauseingang die Nachbarin zu und rief mir entgegen: Vorbildlich, eine vorbildliche Familie! Ich zählte durch, es waren ihrer sieben. Positive Bilanz!, dachte ich und schüttelte der Nachbarin beim Eintreten noch energisch die Hand.

Lisa Gollubich – *Die Sensation eines Körpers*  
edition mosaik

Alle Rechte vorbehalten  
© mosaik – Verein zur Förderung neuer Literatur und Kultur, Salzburg 2021

Herausgebende: Josef Kirchner, Sarah Oswald  
Layout/Satz: Sarah Oswald  
Redaktion und Lektorat: Manuel Riemelmoser  
Druck: Chiemgau Druck, Ludwigstraße 13, D-83278 Traunstein

edition-mosaik.at  
Gefördert von: Stadt Salzburg, Land Salzburg, BMKÖS

ISBN: 978-3-9504843-9-7



